

Das Dreieck.

Roman von Hans v. Spielberg.

(Fortsetzung.)

Wieder und wieder überflog Stetten den merkwürdigen Brief. Er konnte nicht in Zweifel sein, wer der Absender war. Also nicht nur für ihre eigenen, nicht nur für die Zwecke der politischen Patrioten wollte Sophie Potoda Einsicht in die Akten nehmen, sie wollte sie auch dem rätselhaften Diplomaten zur Verfügung stellen, dem Fürsten von Benevent, der überal, wo es sich nur ermöglichen ließ, den Interessen Preußens zu widerstandeltete! Die Schamröthe stieg dem jungen Manne in's Gesicht. Wie leichtgläubig hatte er sich betören lassen! Jetzt war es ja keinem Zweifel mehr unterworfen: all die leidenschaftlichen Liebesbezeugungen der Gräfin waren nur schöne Lügen; nur die Mittel gewesen, um ihn zur Pflichtvergessenheit zu bewegen, ihn in das Verderben zu reißen!

In der ersten überschäumenden Enttäuschung hatte Stetten nicht über den Brief an Sophie Potoda mit dem kurzen vernichtenden Vermerk, daß er ihn gelesen, zurückzuführen. Aber dann stieg doch die ruhigere Ueberlegung: weshalb sollte er solche unergiebige Waffe aus der Hand geben? Erfuhr die Polin, erfuhr Tallebrand jetzt davon, daß die Uebereinstimmung ihrer Pläne zur Kenntnis gelangt sei, so trafen sie sicher ihre Gegenmaßregeln. Nein, das Billet mußte sein Geheimnis bleiben, ein kostbarer Besitztum, das ihm ein glücklicher Zufall anvertraut hatte.

Und vor Allem: war es denn nun noch ein Zweifel, daß die Komtesse Savigny-Berigord und Louison de Benevent ein und dieselbe Person war? — Schien sie nicht selbst sich dem Obem gegenüber verhalten zu haben? Und hatte sie nicht augenscheinlich in irgend einer Weise für ihn Partei ergriffen?

Das Herz Stetten's war noch so wund und weh, der Druck, der auf ihm lastete, war so stark, daß das künigle Empfinden, daß er einst Louison entgegengebracht hatte, in dieser Stunde keinen Raum in seiner Seele fand. Wohl aber zog ein herzliches Gefühl dankbarer Mitleids in seine Brust ein: welche seltsamen Verhältnisse mußten auf das arme Mädchen eingewirkt haben, daß sie sich heute als die Nichte desselben Mannes ausgeben ließ, den sie und ihre Mutter vor kaum Jahresfrist als ihren ärgsten Feind und Widersacher angesehen hatten! Welche geheimnisvollen Beziehungen spannen sich zwischen den drei Menschen, die so verschieden an Herzensbildung waren?

Und während Kurt jammern und jammern, ließ er die Gedanken in sich auf, daß er dies Geheimnis ergründen müsse, rang sich in ihm die Ueberzeugung durch, daß er berufen und verpflichtet sei, dem jungen Mädchen seine Hilfe, seine Unterstützung wenigstens anzubieten. Ja, das wollte er thun, an ihr war's dann, sich zu entscheiden, ob sie die dargebotene Hand annehmen oder zurückweisen wollte.

Wie aber sah der Komtesse näher?

Stetten war kein Freund davon, einmal gefasste Pläne auf die lange Bank zu schieben. Er wollte Louison, wenn irgend möglich, heute schon sprechen, er wollte ihr gegenüber offen sein, ihr mittheilen, daß er Kenntnis von einem Briefe Tallebrand's habe, der auch ihre Person treffen. Er mußte Klarheit haben, ehe die Gräfin das junge Mädchen besuchte. Und der gerade Weg dahin führte sich Stetten durch die Thür der Komtesse. Aber man schien hier ganz bestimmten Weisungen zu folgen: er wurde nicht angenommen, die Komtesse sei seit einigen Tagen leidend, hieß es.

Der gerade Weg dahin führte sich Stetten durch die Thür der Komtesse. Aber man schien hier ganz bestimmten Weisungen zu folgen: er wurde nicht angenommen, die Komtesse sei seit einigen Tagen leidend, hieß es. Der gerade Weg dahin führte sich Stetten durch die Thür der Komtesse. Aber man schien hier ganz bestimmten Weisungen zu folgen: er wurde nicht angenommen, die Komtesse sei seit einigen Tagen leidend, hieß es.

Das Mädchen schien Neugierde zu haben. Sie gab bereitwillig Auskunft. Ihre Gebieterin habe sich erkohlet, sei freilich noch sehr erregt, wolle indeß unbedingt morgen in aller Frühe abreisen. Sie sei nur in die Stadt geschickt worden, um an Stelle der verbrannten Toilettengegenstände einiges unentbehrliches für die Reise zu besorgen, sie solle außerdem einen Brief nach dem Palast des Fürsten von Benevent bringen, in dem die

gnädigste Gräfin der Komtesse wohl ihre bedauerliche Abreise mittheilte. Es machte dem todteten Dinge augenscheinlich Vergnügen, mit dem schmutzigen preussischen Offizier auf offener Straße ein längeres Gespräch zu haben.

War das nicht ein Wink des Schicksals? Durfte Kurt diese vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen? — Nimmermehr!

Er trat die Kleine, einen Augenblick zu warten, trat in den nächsten Blumenladen und kaufte ein Bouquet, ließ sich dann Tinte und Feder geben und warf folgendes auf das Papier:

„In Erinnerung an einige unergiebige Stunden in der Gartenvilla des Marquis Rouffillier flehe ich Louison de Benevent um eine Unterredung an. Ich barre in meiner Wohnung am Ring 87, auf eine Antwort.“

Kurt v. Stetten.

Er überlas das Billet noch einmal, kniffte es zusammen und verbat es unter den duftenden Blüten so, daß es bei einiger Aufmerksamkeit gefunden werden mußte. Dann ließ er den Strauß sorgfältig einwickeln, damit der Ueberbringerin das Zettelchen nicht selbst in die Hand fiel, und trat wieder auf die Straße.

Die Hofe wartete wirklich noch. „Hier mein Kind, — er ließ ein Goldstück in die Hand des Mädchens gleiten — nehmen Sie, bitte, auch diese Blumen an die Komtesse mit. Ich möchte aber nicht, daß man weiß, daß sie von mir sind. Sie verstehen mich wohl.“

„Gewiß, gnädiger Herr!“ lächelte das Mädchen verschämt. „Der gnädige Herr können sich ganz auf mich verlassen. Ich weiß ja auch, daß Euer Gnaden gestern Nacht meine gute Herrin aus den Flammen getragen haben, da thäte ich schon ein Uebrißes auch ohne Lohn.“

Stetten überkam doch ernstes Bedenken, als er, in seine Wohnung zurückgekehrt, sich seinen gezwungenen Schritt noch einmal überlegte. Wie leicht konnten seine Feinde einem Unberufenen in die Hände fallen? Vielleicht gar Tallebrand selbst! Wie nahe lag die Gefahr, daß Toimette, die Kammerfrau der Gräfin, dieser irgend eine Mittheilung von der Begegnung mit ihm machte, daß Sophie dann den ganzen Zusammenhang errieth. Wie aber mochte Louison seine Feinde aufnehmen, selbst wenn sie dieselben richtig errieth? Sie war bisher so fremd und kalt an ihm vorübergegangen — wie leicht, daß sie auch jetzt in seiner Bitte nichts als den unbedenklichen Versuch einer Annäherung erblicke, den zurückzuweisen sie sich für verpflichtet halten mochte! Aber die Augenblicke einmal in's Rollen gekommen, es blieb nichts übrig, als das Weitere abzuwarten.

Die Abenddämmerung brach herein, die frühe Dämmerung des Januarabends. Gegen die Fensterscheiben rieselte der Schnee in großen Kloden, auf den Straßen waren die wenigen Laternen, deren sich Wien damals erfreute, bereits angezündet worden. Kurt v. Stetten hatte sich die Lampe auf seinen Schreibtisch stellen lassen und wollte an Jakobia schreiben, er hoffte, seinen erregten Gedanken damit eine Ablenkung zu schaffen.

Kaum aber hatte er einige Zeilen geschrieben, so klopfte der Diener an die Thür und meldete, daß eine Dame den Herrn Hauptmann zu sprechen begehre.

Stetten sprang auf. „Ich lasse bitten, einzutreten!“

Im Thürschwaben erschien eine beschleierte Gebeugte Gestalt, eine ältere Frau ohne Zweifel.

„Womit kann ich dienen?“, fragte Stetten erwartungsvoll.

Die Frau schlug den Schleier zurück. Ein runzeliges, gutes Greisengesicht kam zum Vorschein. Wo hatte Kurt nur dieses Antlitz mit dem gutmüthigen Ausdruck in den braunen, etwas schwan Augen schon gesehen?

„Sie kennen mich nicht mehr, Monsieur de Stetten?“, fragte sie mit leisem, trübem Lächeln.

„Ah! Jetzt wußte er mit einem Mal, wo er das Gesicht unterzubringen hatte. Madeleine, Madeleine, Sie sind es? Sie bringen mit eine Nachricht von Ihrer jungen Herrin? Sie sind bei Louison?“ überstürzten sich seine Fragen.

Die alte Dienerin Madame de Benevent's aus der Rue Honoree nicht besahend. „Mademoiselle hat Ihre Zeilen erhalten, Monsieur de Stetten, und will Sie sprechen! Können Sie mir folgen?“

der war der Feind, der zur Beobachtung aller dieser Vorsichtsmaßregeln zwoang, Tallebrand — er, in dessen eigenem Palais er doch jetzt Louison aufsuchen sollte.

Der Wagen hielt vor einem Hinterhause. Madeleine führte ihren Begleiter durch einige dunkle Gänge, über einen Hof, dann die Hinterstiege eines zweiten Hauses hinauf — endlich öffnete sie eine Thür.

Kurt stand vor Louison.

Das schöne Mädchen sah sehr bleich aus, der Widerschein durchwachter Nächte lag auf ihrem Antlitz, ein tiefer Kummer sprach aus ihren Augen, eine so betedete Sprache, daß der Offizier von innigem Mitleid erfüllt wurde. Sie hatte schwer, unfagbar schwer gelitten, das konnte ihm auch das flüchtige freudige Aufleuchten, das sich einen kurzen Moment über ihr Antlitz breitere, nicht verbergen. Und es war wirklich nur ein ganz flüchtiges Aufleuchten neu erwachter Hoffnung, denn gleich darauf schlug sie die Hände vor das Gesicht, und unter Aufschluchzen stieß sie hervor: „Was müssen Sie von mir denken, Herr v. Stetten! Was müssen Sie von mir denken?“

„Kurt das Eine lassen Sie mich Ihnen sagen, Fräulein Louison, daß ich Ihnen gern mit Rath und That beistehen möchte, wenn Sie es mir gestatten wollen“, entgegnete Kurt warm.

Die schlichte Innigkeit seiner Worte schien der Komtesse wohl zu thun. „O, Herr v. Stetten, Sie ahnen ja nicht, was mich die Verstellung, zu der ich auch Ihnen gegenüber in den letzten Wochen gezwungen war, innerlich gekostet hat, wie schwer ich an der Waise trug, die das Verhältniß mit uns verbindet! Seit jenem Abend in der Hofburg, an dem ich Ihnen in Wien zum ersten Male begegnete, habe ich unausgesetzt mit mir gerungen, mich Ihnen zu offenbaren, aber ich durfte ja nicht. Und auch heute, als Ihr Blumenstrauß mir sagte, daß Sie trotz Allem und Altem mich nicht vergessen, auch heute hätte ich nicht gewagt, Sie zu mir zu bitten, wenn ich nicht die Verpflichtung gefühlt hätte, Sie zu warnen. Man hat Böses mit Ihnen vor, Herr v. Stetten, man will —“

„Man wollte mich zu einer Untreue verleiten, Louison, aber man hat falsch gerechnet. Der Angriff ist abgesehen. Aber ich danke Ihnen, ich danke Ihnen innig für die Theilnahme, die Sie mir erwiesen.“

Sie schaute ihn fragend an, und er berichtigte kurz, mit möglichster Schonung für die Gräfin Potoda, die Ereignisse des gestrigen Abends. Louison athmete sichtbar erleichtert auf, als er gendete; er aber fuhr fort: „Nicht von mir soll nun weiter die Rede sein. Von Ihnen lassen Sie uns sprechen! Ich fühle, daß Sie leiden, und das greift mit in's Herz! Louison, wenn Sie eines Freundes, eines Beraters bedürfen, vergessen Sie nicht, was ich einst Ihnen und Ihrer Frau Mutter in Paris sagte: ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen nützen, Ihnen helfen könnte!“

„Mir helfen?“ lächelte sie trübe und schwermüthig. „Mir kann Niemand helfen — Niemand! Ich muß meine Ketten weiter schleppen, bis sie mich erdrücken, und daß ich sie löselnd tragen muß, das ist das Schwerste!“

„Ein ehrliches Wollen vermag viel Louison. Und ich bringe Ihnen solch einen ehrlichen Willen entgegen — weisen Sie ihn nicht zurück!“

Sie schüttelte das schöne Haupt. „Sie meinen es gut, Herr v. Stetten, ich weiß es wohl, ich habe es schon damals gewußt, als Sie in Paris bei uns waren und uns so hochherzig Ihren Beistand anboten. Es ist damals schwer genug für uns gewesen, ohne Ihnen Nachricht zumommen lassen zu können — weiß ich doch nicht einmal, ob die wenigen Zeilen, die ich in der Eile unseres Aufbruchs für Sie hinterließ, in Ihre Hände gelangten.“

„Doch, doch!“, betheuerte er. „Und ich sah Sie ja noch einmal an Bord der Felutte, bei der Abfahrt aus dem Hafen von Loulon!“

„Wirklich? So habe ich mich doch nicht getäußt? Sie standen auf dem Verdeck eines englischen Kriegsschiffes — ich glaubt, Ihre Stimme über die Wogen zu mir herüberbringen zu hören!“ Das Antlitz Louison's färbte sich in höherem Roth bei der Erinnerung. „Wie merkwürdig das Leben der Menschen doch immer wieder zusammenführt“, ergänzte sie leise.

„Und sollte es nicht ein gutes Vorzeichen für uns sein, das dem so ist? Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, Louison! Lassen Sie mich wenigstens glauben, daß Sie mich rufen werden, wenn Sie meinen bedürfen!“

„Mein Vertrauen haben Sie unbeding. O, ich würde mich wohl glücklich schätzen, wenn ich einmal mein Herz erleichtern, mich einmal ganz offen aussprechen dürfte — aber es kann ja nicht sein!“

„Und warum kann es nicht sein?“

durch ihren Sinn zu rauschen, und es währte geraume Zeit, ehe sie sich zu einem Entschluß hinübergerungen hatte. Dann aber schlug sie die Augen auf und sagte ruhig und fest: „Ja, es ist am besten so, ich muß mich aussprechen, ich kann all' das Schwere, das auf mir lastet, nicht allein tragen.“ Sie deutete auf einen Sessel. „Nehmen Sie Platz, Herr v. Stetten, ich will dem vollen Vertrauen, das ich zu Ihnen hege, auch dadurch Ausdruck geben, daß ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzähle.“ Sie lehnte sich in den Sessel zurück und schenkte ihre Gedanken zu ordnen. Mit dem Ausdruck gespannter Erwartung sah er ihr in das erregte Antlitz, dessen Blässe mehr und mehr einer tieferen Färbung Platz machte.

„Ich bin nicht die Nicht Tallebrand's, begann sie leise, fast schüchtern. „Aber ich bin keine Abenteuerin, wofür Sie mich nach diesem Verständniß vielleicht halten möchten. Der Name, den ich führe, steht mir zu, ich bin — die Tochter des Fürsten von Benevent! Während der Revolution hatte sich mein Vater der Bewegung angeschlossen, er legte seine geistlichen Würden nieder. Damit hielt er sich auch seines Priestertodes für entbunden. Im Jahre 1792 lernte er dann meine Mutter kennen, die Vicomtesse Labourd, die Schwester des tapferen Mannes, den Sie auch kannten. Ich habe später mit blutendem Herzen gehört, wie meine Mutter dem Manne ihrer Wahl nur nach schweren Kämpfen gegen ihre Verwandten die Hand reichen durfte, daß mein Vater die Einwilligung sich erzwang, indem er Alle, die meiner Mutter nahe standen, durch seinen Einfluß auf die Macht haben von Paris in Schrecken setzte und einschüchterte. Er muß sie sehr geliebt haben, meine Mutter, die ich nie gekannt — es ist vielleicht die einzige Person gewesen, der sein Herz gehörte. Als ich geboren ward, starb meine Mutter.“

Dann kamen die Wirren, die mit dem Sturz Robespierre's verknüpft waren, mein Vater entfloh nach England, ich wurde der Pflege und Erziehung Madame de Benevent's übergeben, die eine Freundin meiner armen Mutter gewesen war. Sie ist mir eine zweite Mutter geworden. Ihr, Herr v. Stetten, gehört auch mein ganzes Herz, all' meine Dankbarkeit. Wie sie jahrelang als meine Mutter galt, so habe ich sie selbst lange Jahre für meine Mutter gehalten.“

Aber ich muß kurz sein. Als Tallebrand — als mein Vater aus der Verbannung zurückkehrte, bereitete ich ein ganzlicher Umschwung der Dinge vor. Die Revolution hatte abgewirkt, Frankreich schenkte sich nach ruhigen Verhältnissen. Die Kirche hatte ihre Macht wiedergewonnen, und mein Vater hielt es daher für klug, seine Ehe zu verheirathen. Sie war in den unruhigen Tagen der Hochfluth der Revolution geschlossen, schwere Stürme waren inzwischen über Frankreich hingebrochen, die Regierer waren unregelmäßig geführt worden, waren zum Theil vernichtet. Die meisten der näheren Bekannten meines Vaters waren auf der Guillotine verblutet, oder sie hüteten sich doch, von der Vergangenheit zu sprechen. Das war begreiflich und vergessen.“

Ein Jahrzehnt verging, ich verließ die Tochter meiner treuen Pflegemutter, blieb Louison de Benevent. Dann aber änderte sich die Lage. Mein Vater war inzwischen zu hohem Rang und Würden emporgestiegen, er hatte als einer der Ersten die geistliche Persönlichkeit des ersten Konvikts und in diesem, dem General Bonaparte, den Mann erkannt, der berufen war, an die Spitze Frankreich's zu treten. Er hatte sich dem neu aufstehenden Geiste unbedingt angeschlossen und war von ihm mit Gold und Ehren überhäuft worden.

Jetzt erinnerte sich der alte Mann plötzlich seines so lange vergessenen Kindes, und nun begann ein verzweifelter Kampf meiner Pflegemutter gegen seine Ansprüche. Sie hatte mich in ein kleines entlegenes Kloster in den Ardennen gebracht, dort gelang es ihr, mich jahrelang vor seinen Spähren verborgen zu halten. Sie warf sich dem Kaiser zu Füßen, und dank ihrer alten Beziehungen zu ihm, breitete er seine schützende Hand über sie und mich. Ich blieb Louison de Benevent! Meine Pflegemutter muß schwerwiegende Gründe gehabt haben, mich von meinem Vater fern zu halten, Gründe, über die sie sich nie aussprach, die ich auch jetzt nur zum Theil kenne und verhehle, aber sie hat mir Tallebrand bis vor wenigen Monaten stets als unseren gemeinsamen Feind geschildert. Ob und inwiefern die entschiedene Theilnahme des Kaisers für ihre Wünsche zu der sich stetig feigernden Entfremdung zwischen ihm und meinem Vater beigetragen hat, weiß ich nicht, jedenfalls griff er erst zu entschiedenen Maßnahmen, als der Kaiser vor Jahresfrist aus seiner stolzen Höhe herabfiel. Ich war bis zum Winter vorigen Jahres im Kloster geblieben; bei der Annäherung der verbündeten Heere holte mich meine Pflegemutter von dort ab und ging mit mir nach Paris. Dort nun sah mich Tallebrand, sah mich mein Vater in der Notre Dame-Kirche, und von diesem

Augenblicke an setzte er alle Hebel in Bewegung, mich zu sich in sein Haus zu bekommen. Vielleicht hätte Madame de Benevent, so sagte sie mir wenigstens später, damals eingewilligt, wenn er mich als seine Tochter vollkommen anerkannt hätte. Aber das widerstrebte seinen Absichten, er wollte mich nur als seine Nichte zu sich nehmen, nicht anders!

Dann kam der Sturz des Kaisers. Mein Vater, der seit langer Zeit mit den Bourbonen unterhandelt hatte, erlangte eine vollkommene Machtstellung in Frankreich, zumal er auch mit den Allirten vortrefflich sich zu stellen wußte.

Das waren die Tage, in denen Sie mich kennen lernten — Tage namenloser Angst und Sorge für meine theure Pflegemutter! Sie wissen, wie es uns dann gelang, endlich genügende Rapaziere zur Flucht aus Paris zu erhalten; daß uns in letzter Stunde ein Vertrauter des Kaisers, Monsieur de Chaboulon vor einer neuen Gefahr bewahrte, daß wir unter mannigfachen Schwierigkeiten, schließlich unter einer Verkleidung nach Elba entkamen!

„Nach Elba!“ unterbrach sie Stetten, „also doch nach Elba! Ich ahnte es!“

„Noch einmal waren uns glückliche, zufriedene Tage auf dem kleinen Eiland beschieden, für mich nur getrübt durch mannigfache Reisen, die meine Pflegemutter in dem Auftrag des Kaisers nach Frankreich unternahm. — Dann aber erfolgte die Katastrophe. O, Herr v. Stetten, mit welchen Gefühlen denke ich an jene Stunden zurück, in denen meine gute und liebe Pflegemutter mir die Eröffnungen gemacht hatte, deren Inhalt ich Ihnen soeben erzählt habe! Ich war gerade damals so glücklich, mein Herz schlug in einer so ruhigen, gleichmäßigen Freudigkeit, und man mußte mich die Stunde von all' dem Entsetzlichen aus meinen Hoffnungen, aus allen Hoffnungen, die ich mir erträumt, herausreißen!“

„Aber warum das Alles?“ fragte Stetten.

„Mein Vater, dessen Agenten überall nach mir ausspähten, hatten unfern Aufenthalt entdeckt, er wiederholte seine kategorische Forderung. Und diesmal stand der Kaiser nicht auf unserer Seite. Am Gegenheil, er forderte, daß ich zu Tallebrand — zu meinem Vater ging, seinem Rufe Folge leistete. Warum soll ich es Ihnen nicht gestehen, er wollte sich in mir eine unbedingte Beobachterin in dem Hause seines jetzt allmächtigen Gegners sichern! Der gewaltige Geist kann und will sich ja nicht in die engen Verhältnisse auf Elba fügen, der Aart trachtet darnach, seine Schwingen aus Neue auszubreiten. Und weil er fürchtet, daß man ihm zuvorkommen, ihn an unwürdigerer Gestalt versehen könne, so — aber genug davon! Lassen Sie mich zu meinen eigenen Erlebnissen zurückkehren.“

Ich reiste ab — mit gebrochenem Herzen; ich kam hier an, und meine schwersten Besorgnisse wurden übertröffen.“

Die Komtesse sah mit großen, traurigen Augen zu Stetten empor und seufzte tief und schmerzlich auf.

„Arme, arme Louison!“ flüsterte er mittheilig.

„Ja, arme Louison!“ wiederholte sie trübe. „O, man hätte meinen Käfig sehr schön vergoldet, und es war an allen äußerlichen nicht gespart worden! Ich trat an die Spitze eines wackeren fürstlichen Haushalts. Es war ja zweifellos der Hauptbeweggrund meines Vaters, daß ich in seinem Hause repräsentiren sollte! Ich wurde gefeiert, bewundert, verhöhnt — so manches andere Mädchen wäre vielleicht sehr glücklich in dem prunkten Rahmen gewesen, man gab ja auch meiner Stellung ein äußerliches Relief: der König hatte mir auf den Wunsch seines ersten Ministers bereitwillig den Titel einer Gräfin Savigny-Berigord verliehen, und mein Vater hatte es verstanden, der neugierigen Komtesse den Mantel aller Legitimität umzuhängen. — Als ich Elba verließ, war ich selbst schwankend gewesen in meiner Empfindung. Ich hatte begonnen, die Berechtigung des langjährigen Hasses meiner Pflegemutter anzuzweifeln — ich empfand es bitter, daß sie mir den Vater so lange vorenthalten hatte. Mein junges Herz legte nach Liebe, nach einem guten Wort aus dem Munde des Vaters. Aber als ich nun vor ihm stand, und er mich mit kühler Höflichkeit als seine Nichte begrüßte, als er mir in wohl überlegter Weise meine Pflichten auseinandersetzte, als ich hören mußte, wie er mich anhielt, bald hier, bald dort die Lauscherin zu spielen, als ich gleichzeitig bemerkte, wie er jeden meiner Schritte beobachtete oder beobachtet ließ — da legte es sich wie Resthau auf mein Herz. Wenn er nur einmal ein mürmeres Wort, eine innigere Empfehlung für mich gehabt hätte, Alles wolle anders geworden. Aber ich sollte nur das Werkzeug, ein gefügiges Werkzeug in seinen Händen sein! Das konnte ich nicht. Unser Verhältniß wurde dadurch unerträglich. Wenn ich nicht meine alte Madeleine gehabt hätte, die ich mir aus Paris hatte kommen lassen, ich wäre längst zu

Grunde gegangen, in dieser Atmosphäre der Hinterlist, des Truges, in der ersticken Luft, die mir die Brust einengt und mir jede freiere Regung unmöglich macht.“

„Arme Louison!“ wiederholte Stetten noch einmal. „Und Ihre Pflegemutter weiß, wie Sie leiden?“

Sie senkte den Kopf. „Ja, sie muß es wissen, denn ich habe kein Hehl daraus gemacht. Aber ich fürchte, meine Briefe sind nur zum Theil in ihre Hände gelangt, und man ist zudem unzufrieden mit mir in Elba. Was man sich von meinem Aufenthalt hier versprochen hat, ich kann es ja nicht erfüllen; ich bin nicht geschaffen dazu, eine Spionin zu sein — weder für die des Kaisers. O, Herr v. Stetten, Sie können gar nicht ermessen, wie unglücklich ich bin!“

Stetten hatte sich erhoben und durchmaß einige Male das kleine Zimmer mit hastigen Schritten. Dann blieb er vor dem jungen Mädchen stehen: „Glauben Sie mir, ich empfinde mit Ihnen, als ob Sie meine Schwester wären, Louison! Gerade weil dem so ist, muß ich Ihnen aber rathen: verlassen Sie dies Haus, in dem Sie sich aufreiben in einem ungelosen, vergebliden Kampf.“

„Es ist das Haus meines Vaters, dem ich Gehorham zu leisten verpflichtet bin!“

„Ein Vater hat nicht nur Rechte, er hat auch Pflichten, Louison! Wer die einen beansprucht, muß auch die anderen zu erfüllen bereit zu sein. Der Fürst von Benevent hat sich des Anspruchs auf Ihren kindlichen Gehorsam selbst beraubt. Sie sind frei, Louison!“

„Frei? Die Skavin, der die Freiheit winnt, weiß, wohin sie sich wenden soll, sie findet eine Stätte, in der sie ihrer fleißigen Hände Arbeit das tägliche Brod verdienen kann. Für mich, Herr v. Stetten, giebt es keinen Ort, wo mich meines Vaters Agenten nicht finden, aus dem sie mich nicht zurückschleppen würden in meine Fesseln. Vergessen Sie nicht, wie er nimmer dulden darf, daß man erfährt, die Komtesse Berigord sei seine Tochter! Er würde Himmel und Erde in Bewegung setzen, mich wieder unter seinen unmittelbaren Einfluß zu bringen, und seine Macht reicht weit!“

In Stetten's Hirn arbeitete es fieberhaft. Ein Ausweg schwebte ihm vor — er dachte daran, Louison einen Zufluchtsort im stillen Aemmelrode zu bieten. Aber wie würde der Vater, der grimmige Feind alles französischen Blutes das aufnehmen Wie Zato-bää?

Und doch, es war der beste Ausweg — der einzige!

Kurt wollte seinen Vorschlag gerade vor Louison entwickeln, als die Thür aufgerissen wurde, und Madeleine mit allen Zeichen äußerster Verstärkung hier eintrat. „Der Fürst wird in wenigen Minuten hier sein, er ist bereits auf der Vortreppe“, leuchtete sie. „Kind, er darf Herrn v. Stetten nicht hier treffen!“

„Und warum nicht?“ rief Stetten, sich aufrichtend, „ich habe keinen Grund, eine Begegnung mit dem Fürsten von Benevent zu scheuen!“

Louison war aufgesprungen und hob beschwörend die Hände. „Nein, nein!“ flüsterte sie. „Er darf Sie nicht hier finden! Sie kennen ihn nicht! Ich flehe Sie an, mein Freund, gehen Sie! Und als Stetten immer noch zögerte, setzte sie mit bebender Stimme hinzu: „Fürchten Sie nicht für mich, Herr v. Stetten; Ich bin gewappnet, ich weiß, wie ich ihm entgegen zu treten habe!“ Sie drängte ihn zur Thür. „Gehen Sie — ich bitte Sie, gehen Sie!“

„Erst wenn Sie mir versprochen haben, sich an mich wenden zu wollen, falls Ihnen meine Hilfe irgend erforderlich erscheint!“ rief er bestimmt.

„Ach verpreche es Ihnen.“

Noch einmal drückte er ihre Hand, dann geleitete ihn die alte Dienerin die schmale Hintertreppe, die er gekommen war, wieder hinauf.

Als sie in dem engen Hofe angelangt waren, blieb Madeleine stehen. „Verlassen Sie meine arme Louison nicht, Herr v. Stetten!“ bat sie. „Sie will stark sein, aber sie ist schwach und willenlos dem fürchterlichen Manne gegenüber. Sie geht zu Grunde — meine arme, gute Louison!“

„Ich bin bereit, meine ganze Kraft für Ihre Herrin einzusetzen, Madeleine. Aber sorgen Sie dafür, daß ich Nachricht erhalte, daß ich von Allem unterrichtet werde!“

„Das will ich, gnädiger Herr!“ versicherte die Gräfin unter Thränen. „Das will ich, und sollte es mein Leben kosten.“

(Fortsetzung folgt.)

Seltene Beute machten Fischer von Anaganiet auf Vong Island. Sie fingen und tödteten einen 50 Fuß langen Wal aus dem sie 600 Pfund Barten und 40 Maß Del gewannen. Der Erlös wird etwa 81500 betragen.

Ein Anabe fiel über 60 Meter tief in einen Kohlenkammer von Turham. Da sich auf dem Grunde eine nur vier Meter tiefe Wasserflut befand, kam er ohne jede ernstere Beschädigung davon.